

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

"Es braucht ein ganzes Dorf, um alt zu werden"

Ehrenamt und Bürgergesellschaft

Prof. Dr. Heinz Bartjes

Ein Beitrag aus der Tagung:

Leben im Heim

Bad Boll, 31. März – 2. April 2008, Tagungsnummer: 410308

Tagungsleitung: Dr. Günter Renz

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2008 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

"Es braucht ein ganzes Dorf, um alt zu werden"

Ehrenamt und Bürgergesellschaft

Prof. Dr. Heinz Bartjes

»Es braucht ein ganzes Dorf um ein Kind zu erziehen!« diesen Satz kennen sie sicher – er ist derzeit häufiger zu hören, z. B. im Rahmen der »Woche für das Leben«, einer der Initiativen rund um die Besorgnis darüber, dass die Deutschen aussterben. Der Satz verweist darauf, dass Kindererziehung nicht allein eine Privatangelegenheit ist, mit der die Kleinfamilie allein gelassen werden darf, sondern es ist die Angelegenheit des ganzen Dorfes – Dorf hier stellvertretend für Stadt, Gemeinwesen, Quartier, Gemeinde.

Noch einmal anders gesagt: »Menschen brauchen Menschen«. Menschen brauchen nicht nur finanzielle und rechtliche Sicherheit, sondern Menschen, die teilhaben am Leben der anderen, sich in Bezug setzen zu anderen Menschen, Mitverantwortung übernehmen.

Menschen brauchen Menschen – sie brauchen nicht nur ein oder zwei Menschen, wie es die Engführung auf die Kleinfamilie nahe legt, sondern: Menschen brauchen viele Menschen, viele unterschiedliche Menschen mit verschiedenen Interessen und Kompetenzen. Um es konkret zu machen:

- Menschen brauchen Frauen – UND Männer: eine Gruppe die ja in jedem Gemeinwesen ausreichend vorhanden ist, aber im sozialen Leben kaum vorkommt
- Sie brauchen junge und alte Menschen
- Sie brauchen Professionelle (in bestimmten Situationen) UND Menschen, die ohne professionellen Hintergrund sich einbringen.

Der Satz – »Es braucht ein ganzes Dorf um ein Kind zu erziehen!« – verweist also auf die große Bedeutung des Gemeinwesens, des Umfeldes, auf soziale Netze wie wir heute sagen würden.

Diesen wunderbaren Satz übertrage ich auf unser Thema heute und sage:

»Es braucht ein ganzes Dorf, um alt zu werden.«

Die Fragen, die rund um das Thema »alt werden« aufgeworfen werden, betreffen alle und sollten von allen im Gemeinwesen bearbeitet werden können. Es ist nicht nur, wie uns manche Rentenversicherer vermitteln wollen, eine Sache der privaten Altersvorsorge. Es ist nicht nur, wie uns manche Politiker vermitteln wollen, eine Sache der Familie – und hier wiederum der Frauen, sich um hilfs- und pflegebedürftige alte Menschen zu kümmern.

Warum ist dieser Hinweis »Es braucht ein ganzes Dorf um alt zu werden« – der vielleicht in manchen Ohren etwas banal klingt – so wichtig? Fragen, die sich mit dem älter werden in einem Gemeinwesen beschäftigen, berühren gravierende gesellschaftliche Veränderungen, die vor allem Folgen für das soziale Zusammenleben haben, Folgen für das Verhältnis von ICH und WIR. Kurz gesagt steht im Zentrum der Veränderungen die unwiederbringliche Tatsache, dass es selbstverständliche und unhinterfragte Formen des Zusammenlebens immer weniger geben wird.

Das möchte ich mit Ihnen ein Moment genauer anschauen und ich nehme zur Hilfe die Analysen des Philosophen Zygmunt Baumann. Er charakterisiert den modernen Menschen als Reisenden, als Landstreicher: »Der Landstreicher weiß nicht, wie lange er dort wo er ist, noch bleiben wird und zumeist ist nicht er es, der über die Dauer seines Aufenthalts befindet. Unterwegs wählt er sich seine Ziele, wie sie kommen und wie er sie von den Wegweisern abliest; aber selbst dann weiß er nicht sicher, ob er an der nächsten Station Rast machen soll und für wie lange.«

An die Stelle selbstverständlich vorgegebener, oft erzwungener Bindungen tritt das Prinzip »Bis auf weiteres«, das für immer mehr Lebensbereiche Gültigkeit hat: Ausbildung, Beruf, Beziehungen, Einstellungen, usw.. Wir können dieses Bild noch weitertreiben und sagen, dass die üblichen Orientierungshilfen des heutigen Reisenden nicht mehr greifen: die Landkarten sind veraltet, Wegweiser kaum vorhanden, nicht lesbar, die Geländer der Lebensführung brüchig (wie Institutionen oder Normen), und auch die Menschen, die man fragen könnte, sind selbst »nicht von hier«, sind selbst Reisende.

Sozialwissenschaftlich formuliert: Die Individuen sind zunehmend auf sich selbst verwiesen, entlassen aus traditionsgestützten, formellen und informellen sozialen Zusammenhängen, dazu gezwungen, in der Spannung zwischen gesteigerten Wahlmöglichkeiten einerseits und Risiken andererseits ihre eigenen Entwicklungsprozesse zu bestimmen.

Dem modernen Menschen stehen mehr Möglichkeiten und Freiheiten zur Verfügung, mehr Optionen. Manche sprechen deshalb von einer »Multioptionengesellschaft«.

Aber das ist nur die eine Seite. Auf der anderen Seite wird immer deutlicher, dass in diesem Prozess auch die orientierenden und damit entlastenden Funktionen verloren gehen, das Individuum ist auf sich selbst zurückgeworfen: Der Einzelne muss lernen – so der Soziologe Ulrich Beck (1986) in einer vielzitierten Formulierung –, »...sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen.« Menschen können sich in ihrer Lebensplanung zunehmend weniger an »Normalbiographien« orientieren, tradierte Lebensmuster sind brüchig geworden und werden immer schneller brüchig.

Diese Ambivalenz ist mit dem Begriff »Riskante Chancen der Moderne« bezeichnet worden. Weil biographische Entscheidungen in jeder Lebensphase regelmäßig neu und individuell getroffen werden müssen, gewinnen Aneignungs- und Vermittlungsprozesse, also Lern- und Bildungsprozesse, weiter Prozesse der Begleitung und Beratung eine neue Quantität und Qualität.

Die beschriebenen Veränderungen für die Subjekte gelten in zunehmendem Maße auch für ältere Menschen. Auch für ältere Menschen werden Fragen der Lebensbewältigung offener und drängender, da viele Themen sich nicht mehr selbstverständlich erledigen, sondern aktiv angegangen werden müssen; ebenso: es stellen sich neue Fragen, Fragen, die sich in der Geschichte der Menschheit so noch nicht gestellt haben. Zum Beispiel: Wie will ich mein Leben ab etwa 60/65 Jahren führen? Wie also soll das »eigene Leben« im Alter aussehen – eine Lebensphase, die nicht selten 30 ja 40 Jahre umfasst? Wie erschließen wir Sinn und Tätigkeiten in der neuen Lebensphase?

Das ist – so meine ich – erst einmal ein Grund zur Freude, dass wir uns heute solche Fragen stellen dürfen. Warum dies in Deutschland immer gleich einen düsteren und schweren Akzent bekommt, die negativen Seiten dieser Entwicklung stärker beschworen werden, ist ein merkwürdiges Phänomen, dem wir hier heute nicht nachgehen können. Erinnert sei nur an die allgegenwärtigen Stichworte »Rentenlast – Pflegelast – Krieg der Generationen« wie bspw. Frank Schirrmacher in seinem Katastrophenszenario »Das Methusalemkomplott« lustvoll ausgemalt hat – nicht zufällig eines der meistverkauften Bücher der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Also noch einmal: wie wollen wir im Alter leben? Bei der Beantwortung dieser Frage stehen wir individuell wie gesellschaftlich noch am Anfang.

Ob das Alter als glücklich und zufrieden oder aber vorwiegend als problematisch erlebt wird, hat viel damit zu tun wie das ganze Leben geführt wurde. Dabei spielen sowohl soziale Faktoren wie das Familienleben und der Freundeskreis, der sozioökonomische Status und das Bildungsniveau als auch Persönlichkeitsfaktoren eine Rolle. Auf der Seite der Umgebungsfaktoren ist für gelingendes Alter die Frage von Bedeutung ob einer Person weiterhin Handlungsspielräume offen stehen. Das heißt, es muss für sie die Möglichkeit bestehen, weiterhin eine soziale Rolle auszufüllen, eine Rolle – die für die Person selbst Sinn macht, aber auch für andere.

Was diesen Aspekt anbelangt besteht in unserer Gesellschaft ein nachhaltiger Entwicklungsbedarf. Es wird in Zukunft eine individuelle und kollektive Aufgabe sein, neue Rollen im Alter zu finden, die Menschen eine soziale gesellschaftliche Bedeutung jenseits des Erwerbslebens geben können. Hiermit ist ein wesentlicher Aspekt unseres Anfangssatzes – »Es braucht ein ganzes Dorf um alt zu werden« – angesprochen.

Sozialwissenschaftler bezeichnen den momentanen Zustand als »Rolle der Rollenlosigkeit«: Sie beschreiben die Diskrepanz zwischen Ressourcen und Kompetenzen einer wachsenden Zahl von älteren Menschen einerseits und unangemessenen Rollen und Bildern von alten Menschen andererseits. Die Grenzen der Leistungsfähigkeit älterer Menschen liegen weniger in ihren physischen und psychischen Fähigkeiten als vielmehr in den sozialen Räumen, also in den Konstruktionen, Zuschreibungen, in den Selbst- und Fremdbildern vom Alter.

Hier sind Ungleichzeitigkeiten zu beobachten: häufig noch defizitorientierte Bilder von alten Menschen – aber auch schrille ins Gegenteil kippende. *Bild*

Dieses Bild steht für das häufige Muster nach dem der Altersphase schlicht die jugendtypischen Attribute übergestülpt werden.

Damit in Zusammenhang steht ein weiterer Aspekt: die Lebensgestaltung im Lebenslauf: In der Moderne hat sich der uns heute geläufige, gegliederte in spezifische Phasen und Aufgaben strukturierte Ablauf des Lebens seit Beginn der Neuzeit allmählich herausgebildet. Wir sprechen von einer Standardisierung des Lebenslaufs, von drei Altersphasen, die stark an der Erwerbsarbeit orientiert sind:

- Jugend als Vorbereitung auf Arbeit
- Erwachsenenphase als Durchführung von Arbeit
- Alter als Ausruhen von der Arbeit.

Von einem Künstler sind die drei Altersphasen folgendermaßen ironisiert worden:

Die drei Lebensalter:

Da, da

Bla, bla

Ga, ga

Die Möglichkeit von Arbeit – und damit auch Selbstverwirklichung durch Arbeit – ist für die meisten Menschen sehr eindeutig auf die mittlere Lebensphase beschränkt. Deckt sich dies mit den heutigen

Arbeitsbedürfnissen und -fähigkeiten, passt das zu dem, was als Alterskompetenz beschrieben wurde und verstanden wird?

Ein weiterer Aspekt in diesem Zusammenhang: Die Gliederung des Lebens geht einher mit der Gliederung der Zeitstruktur. Unser Leben zerfällt in sehr unterschiedliche Zeitphasen: in Phasen der Beschäftigung, der Eile, der Hetze orientiert an Leistung einerseits und in Phasen der Leere, des Gefühls des Überflüssig-seins, orientiert an Rückschau, Ruhe und Mühsal andererseits. Auch die Subjekte verbleiben weitgehend in ihrer jeweiligen Altersgruppierung – die Jugendsoziologie etwa spricht von der Gesellschaft der Altersgleichen.

Was aber bedeutet es für eine Gemeinschaft, wenn so unterschiedliche Erfahrungen im und Einstellungen zum Leben in Lebensphasen voneinander getrennt werden? In der Antike, bei Sokrates z. B. war es elementar, dass das Wissen vom Sterben zentrales Moment jeder Lebenserfahrung sei.

»Philosophieren heißt sterben lernen« (Michel de Montaigne) Dieser Zusammenhang ist auch wesentlich für das christliche Denken, im 90. Psalm heißt es etwa: »Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden« (90. Psalm, Verse 10, 12)

Also: eine deutliche Verbindung zwischen der Fähigkeit ein gutes, weises Leben zu führen und der Fähigkeit, der Endlichkeit des Lebens ins Auge zu schauen.

Mit der klaren Strukturierung des Lebens in die genannten Phasen bleibt dieses Wissen verdrängt und ausgegrenzt; es scheint allein für die letzte Phase des Lebens relevant zu sein.

Der Satz »Es braucht ein ganzes Dorf um alt zu werden« verweist also auch darauf, dass auch das Gemeinwesen das Altern als Lebensphase, alte Menschen als Subjekte braucht, weil hier wesentliche Erfahrungen des Mensch-seins enthalten sind.

Historisch – und ebenso im weltweiten Vergleich – ohne Vorbild ist die Entwicklung von der »unsicheren zur sicheren Lebenszeit« (Imhof) in der westlichen Welt. Mit der Verlängerung der Lebensdauer hat sich allerdings auch die (durchschnittliche) Sterbedauer erhöht: »Wir haben das lange Leben, aber auch das lange Sterben« (Imhof 1988, 96). Die Menschen werden gezwungen, Sterben als oft lang andauernden Prozeß aufzufassen und sich damit auseinander zu setzen, physisch und psychisch; dies gilt auch für die Angehörigen.

In der Moderne wird der Tod zum Fehlschlag, zum (unbeabsichtigten) Zwischenfall, zur »verlorenen Schlacht« (Nuland) für die Medizin, zur Kränkung für die Subjekte.

Dies hat Auswirkungen auf die Kommunikation zwischen Sterbenden und Lebenden. Elias (1982) beschreibt die »eigentümliche Verlegenheit«, die Lebende im Umgang mit Sterbenden spüren. Für die Sterbenden bedeutet dies häufig eine isolierende Erfahrung: »Noch lebend, sind sie bereits verlassen« (ebd.), der soziale Tod wie er bezeichnet wird.

Mit der Endlichkeit des Lebens, mit dem Wissen um Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Menschen fällt ein weiteres Thema heraus: Bedürftigkeit, Angewiesen-sein auf andere, als wesentliches Bestimmungsmerkmal des menschlichen Lebens.

Ich trete noch einmal einen Schritt zurück und fasse meinen Gedankengang zusammen: Der Satz »Es braucht ein ganzes Dorf, um alt zu werden« verweist auf die Bedeutung des Gemeinwesens, darauf dass mit dem Thema »Altern« Fragen verhandelt werden die alle angehen. Dass also Menschen Menschen brauchen, muss unter den modernen Bedingungen immer wieder neu hergestellt, aktiv hergestellt werden; oder auch: es DARF immer wieder neu hergestellt und verhandelt werden!

Wir können salopp formulieren: unsere Zeit ist dadurch gekennzeichnet, dass immer mehr Menschen über immer mehr Lebensbereiche immer öfter nachdenken, sich vergewissern müssen – oder anders: immer weniger Fragen des Lebens lassen sich »selbstverständlich« beantworten.

Und: im Zentrum der Veränderungen steht ein Wandel des Verhältnisses von Ich und Wir, also zwischen einzelnen Subjekten und Kollektiven bzw. Gruppen.

Diesen Wandel pointiert Beck mit der Formel »Ohne Ich kein Wir«. Ohne Thematisierung und Reflexion des eigenen Selbst keine Bezug auf andere.

Strukturwandel des Ehrenamtes

Diese allgemeine Diagnose betrifft natürlich (!) auch das Engagement von Menschen: Entlang der skizzierten Veränderungen sprechen Sozialwissenschaftler von einem »Strukturwandel des Ehrenamtes«, von der »Modernisierung des Ehrenamtes«, von Konturen eines »Neuen Ehrenamtes«. Es ist anzumerken, dass es hier um langfristige Trends geht, die wir seit etwa 15-20 Jahren beobachten – deshalb gebe ich im folgenden nur eine knappe Skizze – davon ausgehend, dass Ihnen diese Trends im wesentlichen bekannt sind.

Geändert haben sich Zugänge, Orte und Formen des Engagements.

Engagement will **freiwillig** erbracht werden – und weniger aus einem Gefühl der moralischen Verpflichtung heraus.

In den Vordergrund rückt die Möglichkeit der Wahl zwischen verschiedenen Aufgaben: nicht mehr hineinrutschen in das, was notwendig erscheint, sondern **bewußte Auswahl**: wann, wo und wie will ich mich engagieren, wie lange, mit welcher Intensität.

Selbstbezug: Das Engagement, die Hilfe für andere erhält für die HelferInnen Bedeutung als Lernprozess, als Rahmen für die Realisierung eigener biografischer Planungen im Sinne einer Selbstverwirklichung; d.h.: zunehmend wichtiger wird die Frage »Was bringt mir das?« Und:

»Ich tue es für mich und ich tue es für andere, was ich tue.« Das Engagement wird auch zur Bearbeitung eigener Fragen, z.B. im biographischen Zusammenhang, genutzt; die auf die eigene Person bezogene Motivation wird selbstbewußter vertreten.

Engagement heißt nicht mehr unbedingt: lebenslange Arbeit in und Verbundenheit mit einem Feld und mit einem Verband, sondern kann z.B. entlang biographischer Prozesse eine Verlagerung der Aktivitäten mit sich bringen, auch einen zeitweiligen Ausstieg oder Reduzierung, das verweist auf neue **Zeitsstrukturen**.

Auch das Interesse an den **Handlungsfeldern** verschiebt sich: traditionelle ehrenamtliche Arbeit findet mit behinderten, alten und kranken Menschen statt; vor allem junge Menschen interessieren sich heute mehr für eine Arbeit mit Kindern, für ökologische Bereiche und für die »Dritte-Welt-Arbeit.«

Es sucht weniger die großen Institutionen als **kleine und überschaubare Anliegen** und Projekte, etc..

Die Anforderungen an die demokratischen Strukturen des Arbeitsfeldes sind gestiegen: Möglichkeiten der Mitsprache, ein hohes Maß an Autonomie bei der **(Mit-)Gestaltung** des Aufgabenfeldes;

hier sind auch **neue Formen der Kooperation** von hauptamtlichen Professionellen und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen gefragt: weniger Konkurrenz und Verdrängung, mehr kooperative und sich ergänzende Sichtweisen und Möglichkeiten der Hilfe – darauf werde ich noch näher eingehen;

Gewachsen sind auch die Bedürfnisse nach Austausch und **Kommunikation**; das schließt auch ein großes Interesse an Unterstützung und Fortbildung mit ein – bezogen auf Fachlichkeit und auf selbstbezogene Aspekte;

Das Ehrenamt zum Nulltarif wird es immer weniger geben: **Gratifikationen** in der einen (materiellen) oder anderen (symbolischen) Form werden wichtiger.

Ein paar Streiflichter des neuen Freiwilligenurvey von 2004 – der Fortschreibung der repräsentativen Dauerbeobachtung der Entwicklung des freiwilligen Engagements durch das BM für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Der Survey gibt an, dass sich 36% aller BürgerInnen ab 14 Jahren engagieren, 2% mehr als 1999. Die deutlichste Steigerung gab es bei den älteren Menschen ab 60 Jahren: die Engagementquote stieg hier von 26% auf 30%; bei den 60- bis 69jährigen sogar von 31 auf 37%.

Auch das **Engagementpotenzial**, also die Gruppe der Menschen, die bereit wären sich zu engagieren, ist von 1999 auf 2004 von 26% auf 32% gestiegen – aus meiner Sicht ein Hinweis darauf, dass auf vielen Ebenen attraktive und ansprechende moderne Formen des Freiwilligenmanagements noch nicht gelungen sind bzw., ressourcenorientiert formuliert, dass hier noch einiges Entwicklungspotenzial liegt.

Die provozierende These steht im Raum: » Dem Ehrenamt geht die Arbeit aus!« – Wie das?

Die Arbeitsstrukturen, das Personalgefüge, die Leitbilder des Helfens, eine entsprechende Moral, etc. bilden zunehmend Zugangsbarrieren für das » Neue Ehrenamt« – insofern, so wird argumentiert, gäbe es keine Krise des **Ehrenamtes**, sondern eine **Krise des Umgangs** mit dem Ehrenamt. Das Neue Ehrenamt findet innerhalb der etablierten Verbände immer weniger ansprechende Arbeitsbedingungen.

Eine wichtige und weitreichende Folgerung aus diesen Analysen lautet: Die reine Rekrutierungsperspektive ist aufzugeben, jener Blick, der nur vom Verband, von der Einrichtung und dem Arbeitsanfall ausgeht und Erfolg in Helfenden Händen bemißt, die Ehrenamtlichen – ob bewußt oder unbewußt – oft nur als Lückenbüßer und Notnagel sieht. Ein Perspektivwechsel ist unabdingbar, eine Perspektive, die ihre Aufmerksamkeit auch auf den Helfer selbst richtet, etwa seine biographischen Motive, seine Stärken und Kompetenzen, welche Erwartungen und Wünsche mitgebracht werden, wo und welche Unterstützung und Hilfe dementsprechend gebraucht wird.

Eine Herausforderung lautet: Wie können die Anforderungen des ehrenamtlichen Aufgabenfeldes mit den Sinnorientierungen und biographischen Planungen der Freiwilligen zusammengebracht werden? Und – darin enthalten – geht es nur um ein Zulassen des »Neuen Engagements«, oder um ein aktives Aufgreifen und ernst nehmen dieser Veränderungen?

Wenn wir uns vor diesem Hintergrund noch einmal den skizzierten Konturen des »Neuen Ehrenamtes« zuwenden, stellen sich u. a. folgende Fragen:

Wird in den Angeboten eher Freiwilligkeit betont oder Pflicht und Moral?

Freiwilligkeit zeigt oft ihre Grenzen, wenn jemand aufhören oder eine Pause einlegen will im Engagement. Hier, im Moment und in der Art des Verabschiedens, zeigt sich oft die instrumentalisieren-

de Haltung Ehrenamtlichen gegenüber; hier wird oft der Grundstein dafür gelegt, ob jemand gern wiederkommt oder sich für immer verabschiedet. Ich halte den Moment des Abschieds für einen ganz zentralen und in den Diensten und Einrichtungen oft vernachlässigten – übrigens auch für hauptamtliche Mitarbeiter.

In den Untersuchungen wird oft die Angst formuliert mit Haut und Haaren von der Institution, in die man hineinkommt, gefressen zu werden: »man gibt den kleinen Finger und wird nicht nicht mehr losgelassen.« Welches Bild vermitteln die einzelnen Dienste und Stellen diesbezüglich? Und: welcher Grad der Identifikation mit der Gemeinde, mit dem Auftrag der Verkündigung, wird eingefordert, wieviel Distanz wird toleriert? Aus den Untersuchungen geht auch hervor, daß ein Teil der Menschen, die sich engagieren wollen, zwar die speziellen Aufgaben bezogen auf konkrete Hilfeleistungen annehmen möchten, aber sich nicht unbedingt mit der dahinter stehenden Organisation identifizieren wollen.

Als Abschluß ein positives Leitbild des Alters in einem Selbstbildnis von Goya, versehen mit dem Kommentar »aun aprendo – noch immer lerne ich«.

Lernen verstanden auch als Entwicklung, offen sein, sich auf Neues einlassen.

Weiter: das Thema holt auch einen Aspekt des menschlichen Lebens in die Gemeinschaft (zurück), den wir gern an den Rand drängen, dass Menschen bedürftige und endliche, sterbliche Lebewesen sind.

Literatur:

- Bartjes, Heinz, Das »Neue Ehrenamt« in der Kirche. Das Zusammenspiel von kirchlicher Sozialarbeit und diakonischer Gemeinde, in: Diakonische Gemeinde – ein Traum, Dokumentation einer Konferenz im Diakonischen Werk Baden, Karlsruhe 1997, 30-42
- Bartjes, Heinz /Otto, Ulrich, Mit Engagement können. Fachkräfte unterstützen für die Zusammenarbeit mit freiwillig Engagierten, in: Otto, Ulrich / Müller, Siegfried / Besenfelder, Christine (Hg.), Bürgerschaftliches Engagement. Eine Herausforderung für Fachkräfte und Verbände, Opladen 2000, 51-77
- Bartjes, Heinz, Sterben und Tod in der modernen Gesellschaft als Problem der Pädagogik, in: Der Pädagogische Blick, 10.Jg., 2002, 108-111
- Bauman, Zygmunt, Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien, Frankfurt/M 1994
- Beck, Ulrich, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M 1986
- Elias, Norbert, Die Einsamkeit der Sterbenden, Frankfurt/M 1982
- Imhof, Arthur E., Die Lebenszeit. Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens, München 1988
- Thiersch, Hans, Altwerden in unserer Gesellschaft, in: ders., Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, Weinheim und München 1992, 160-175